

Hessische Schülerakademie 2017

Kurs Geschichte

Peter Gorzolla und Julia Wirth

GESCHICHTE VERSTEHEN

Didaktische Handreichung

Materialien aus Reader,
Vorbereitung und Dokumentation

INHALTSVERZEICHNIS

Historische Objektivität

Edward Hallet CARR: *Was ist Geschichte?*, 4. Aufl., Stuttgart 1963.

Alterität

Anja BECKER & Jan MOHR: *Geschichte und Perspektiven eines Konzepts: Eine Einleitung*. In: Anja BECKER & Jan MOHR (Hg.): *Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren* (Deutsche Literatur. Studien und Quellen Band 8). Berlin 2012. S. 1-61.

Erinnerungskultur im Zeitalter von Social Media

Jan ASSMANN: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Jan ASSMANN & Tonio HÖLSCHER (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt am Main 1988. S.9-19.

Elena EPISTO: *Die Formen des Web-Gedächtnisses. Medien und soziales Gedächtnis*. In: René LEHMANN, Florian ÖCHSNER und Gerd SEBALD (Hg.): *Formen und Funktionen sozialen Erinnerens - Sozial- und Kulturwissenschaftliche Analysen*. Wiesbaden 2013. S. 96-100.

Erinnerungskultur und die Bewertung der Vergangenheit (Canossa)

Astrid ERLI: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar 2005. S. 112-122.

Das Leben Kaiser Heinrichs IV., hg. von Rudolf BUCHNER u.a., übers. von Irene SCHMALE-OTT, in: *Quellen zu Geschichte Kaiser Heinrichs IV.* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 12) Darmstadt 1963, S. 418-421.

Iusiurandum Heinrici regis Teutonicorum, hg. und übers. von Franz-Josef SCHMALE, Ausgewählte Briefe Papst Gregors VII., in: *Quellen zum Investiturstreit*, Bd. 1 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters – Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 12a) Darmstadt 1987, S.244f., Nr. 78.

Lampert von Hersfeld: Annalen, übers. von Adolf SCHMIDT und hg. von Franz-Josef SCHMALE (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 13) Darmstadt 1985, S. 392-413.

Berthold von Reichenau: Chronik, hg. von Ian Stuart ROBINSON, übers. von ders. und Helga ROBINSON-HAMMERSTEIN, in: *Bertholds und Bernolds Chroniken* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 14) Darmstadt 2002, S. 126-131.

Frotolfi chronikon universale, in: *Frutolf und Ekkehards Chroniken und die anonyme Kaiserchronik*, hg. von Rudolf BUCHNER, übers. von Irene SCHMALE-OTT & Franz-Josef SCHMALE (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 15) Darmstadt 1972, S. 84-87.

Diskursgeschichte

Achim LANDWEHR: *Historische Diskursanalyse* (Historische Einführungen, Bd. 4), 2. Aufl., Frankfurt am Main/ New York 2009. S. 60-79.

Die Macht der Narrative

Das Historische Narrativ des Anderen kennen lernen - Palästinenser und Israelis, Peace Research Institute in the Middle East (PRIME) (Hrsg.), Original: Beit JALLAH (2003), Deutsche Übersetzung: Antje BAUER (2009), S. 23-36.

(<http://friedenspaedagogik.de/blog/wp-content/uploads/2010/03/primetextbuch.pdf>)

Historische Objektivität

[Edward H. CARR: *Was ist Geschichte?*, 4. Aufl., Stuttgart 1963.]



Arbeitsaufträge:

Bereits 1961 beschrieb E. H. Carr in seinem einflussreichen Werk „Was ist Geschichte?“ das grundsätzliche Spannungsverhältnis zwischen historischen „Fakten“ und Interpretationen, das Historiker*innen bis heute immer wieder beschäftigt, wenn es um die Frage nach der Objektivität der Geschichtsschreibung geht.

1. Arbeite die verschiedenen von Carr angeführten Positionen in diesem Spannungsverhältnis aus dem Text heraus. Wie standen und stehen die jeweiligen Historiker*innen der Frage gegenüber, welche Art der Information man der Vergangenheit entnehmen kann? Ordne diese Positionen jeweils der Seite der „Fakten“ und der „Interpretationen“ zu und stelle das Ergebnis in einer Tabelle dar.
2. Carr nennt für die verschiedenen Positionen eine ganze Reihe von Bezeichnungen. Wähle aus allen genannten zwei aus, die Du am geeignetsten für die Beschreibung der jeweiligen Seite hältst, und verwende Sie als Überschrift für die Tabellenspalten.
3. Visualisiere anhand von Carrs Aussagen das Verhältnis von Historiker*in, Geschichtsschreibung und historischen Fakten. Markiere darin, wie sich Quellen und Historiker*innen, Vergangenheit und Gegenwart beeinflussen.
4. Carr macht deutlich, dass er selbst eine klare Position in diesem Spannungsverhältnis einnimmt. Markiere seine Position in Deiner Visualisierung. Stell Dir dann vor, welche Empfehlungen Carr heutigen Studienanfänger*innen der Geschichtswissenschaften mit auf den Weg gäbe. Formuliere drei Ratschläge in je einem Satz.

Alterität

[Anja BECKER & Jan MOHR: Geschichte und Perspektiven eines Konzepts: Eine Einleitung, in: DIESS. (Hg.): *Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren*, Berlin 2012, S. 1-61.]



Arbeitsaufträge:

1. Für die Arbeit am Text ist es wichtig, zunächst Dein Vorverständnis zentraler Begriffe zu klären. Bevor Du also den Text liest, werde Dir zunächst klar, wie Du die Begriffe „Eigenes“, „Fremdes“ und „Anderes“ voneinander abgrenzt, und beschreibe diesen Versuch auf maximal einer halben Seite. Dabei sollst Du auf keinen Fall recherchieren oder Hilfsmittel heranziehen! Behalte deine Vorstellungen der Begriffe im Kopf, wenn du dich in den folgenden Aufgaben mit den theoretischen Definitionen befasst.
2. Erkläre nun auf maximal einer Seite, wie die Begriffe „Eigenes“, „Fremdes“ und „Anderes“ im Text verstanden und voneinander abgegrenzt werden. Versuche dabei möglichst alle unterschiedlichen Ansätze miteinzubeziehen.
3. Visualisiere auf einer DIN A4-Seite, in welcher Beziehung die Begriffe „Eigenes“, „Fremdes“ und „Anderes“ im Text zum Begriff der Alterität stehen.
4. Arbeite kurz und knapp heraus, welche Vorgehensweisen sich für die Autoren durch die Berücksichtigung von Alterität für das historische Interpretieren ergeben. Beziehe dann persönlich Stellung! (Zum Beispiel mit folgenden Leitfragen: Hältst Du die Schlüsse für sinnvoll? Würdest Du eine der Vorgehensweisen gegenüber den anderen bevorzugen? Wie verhalten sich Deine eigenen Begriffsverständnisse zu den Ergebnissen aus dem Text?)

Erinnerungskultur und die Bewertung der Vergangenheit (Canossa)

[Astrid ERLI: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung.* Stuttgart/
Weimar 2005. S. 112-122. & *div. Quellen.*]



Arbeitsaufträge:

1. Vor der Lektüre des Erll-Textes schau Dir zunächst noch einmal Deine Gegenüberstellung von „kommunikativem“ und „kulturellem Gedächtnis“ nach Assmann an.
2. Erll kritisiert an Assmanns Konzept das verwendete Differenzkriterium der „Zeitstruktur“. Arbeite die Argumentation ihrer Kritik heraus und stell diese in einigen knappen Sätzen dar.
3. Als alternatives Differenzkriterium schlägt Erll „Zeitbewusstsein“ vor. Erkläre das Kriterium und reflektiere, inwieweit diese Wahl ihrer an „Zeitstruktur“ geübten Kritik gerecht wird. (Richtwert: eine halbe DIN A4-Seite)
4. Was meint Erll, wenn sie von synchroner und diachroner Pluralität spricht? Erkläre die Konzepte anhand zweier selbstgewählter Beispiele. (Richtwert: eine halbe bis eine DIN A4-Seite)

Erinnerungskultur im Zeitalter von Social Media

[Jan ASSMANN: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. S.9-19. & Elena EPISTO: Die Formen des Web-Gedächtnisses. Medien und soziales Gedächtnis. S. 96-100]

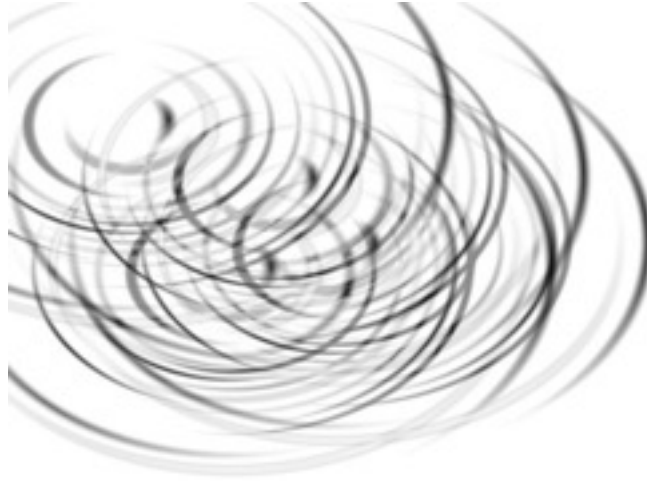


Arbeitsaufträge:

1. Stelle Assmanns Konzepte des „kommunikativen“ und des „kulturellen Gedächtnisses“ gegenüber. Erkläre Gemeinsamkeiten und Unterschiede in eigenen Worten. Stelle Dein Ergebnis auf max. einer DIN A4-Seite dar.
2. Assmann nennt „Eisenbahnfahrt, Stammtisch, Wartezimmer usw.“ als Beispiele für „Alltagskommunikation“, aus der sich ein individuelles Gedächtnis konstituiert. Wähle drei eigene Beispiele aus Deinem Alltag aus und versuche zu beschreiben, wie sich daraus „in der Kommunikation mit anderen“ Dein Gedächtnis konstituiert. (Richtwert: eine halbe bis eine DIN A4-Seite)
3. Formuliere für jedes der Unterkapitel in Espositos Text die zentrale Aussage in einem Satz.
4. Esposito schreibt über die alltägliche Praxis im Web 2.0: „Das Problem des Gedächtnisses ist nunmehr das Vergessen und nicht mehr die Erinnerung“. Suche ein oder zwei Beispiele aus Deinem Web-Alltag und versuche dieses Problem nachzuvollziehen. Sichere diese Beispiele (z.B. durch einen Screenshot oder einen Link). Beschreibe Deine Gedanken mithilfe der Worte und Konzepte von Esposito (und ggfs. auch von Assmann). Sende Deinen Text zusammen mit dem Fundstück (z.B. Screenshot, Link) bis spätestens zum [...] per Mail an [...].

Diskursgeschichte

[Achim LANDWEHR: *Historische Diskursanalyse* (Historische Einführungen 4), 2. Aufl., Frankfurt am Main/ New York 2009. S. 60-79.]



Arbeitsaufträge:

Wir arbeiten an einer Diskursanalyse zum Thema „Wohnen und Zusammenleben bei den sog. 68ern“.

1. Was ist laut Landwehr unter einer Diskursanalyse zu verstehen?
Erkläre die von ihm vorgestellten Konzepte und ihre Unterschiede in eigenen Worten auf einer halben DIN A4-Seite.
2. Erstelle ein Glossar von zehn erklärungsbedürftigen Begriffen aus dem Text.
Die Erklärungen der Begriffe kannst du dem Text entnehmen oder auch selbstständig aus anderen Quellen recherchieren. (Richtwert: eine DIN A4-Seite)

Die 68er gelten als Phase großer gesellschaftlicher Umbrüche. Wie wurde in dieser Zeit über das Wohnen und Zusammenleben gesprochen, gedacht und imaginiert, geregelt, organisiert und verwaltet? – Wir werden es zusammen herausfinden. Hierfür wird unser wichtigstes Arbeitsgerät eine von uns zusammengetragene Sammlung sein. In dieser werden wir zeitgenössische Beiträge der 68er sammeln und zusammentragen.

Dabei kann es sich um beinahe beliebige Medienprodukte handeln: Texte (z.B. Zeitungs- oder Magazinartikel), Bilder (z.B. Fotografien, Plakate), Video (z.B. TV-Werbung, Filmausschnitte), Audio (z.B. Hörfunk-Beiträge, Musikstücke) usw. Jeder Beitrag, den ihr finden könnt, sei er auch scheinbar banal, wird unser Bild über den vorherrschenden Diskurs weiter vervollständigen. Je mehr wir finden, desto zuverlässigere Aussagen können wir treffen.

Es spielt also erst einmal keine Rolle, was Ihr findet, die einzigen Einschränkungen: Es muss sich um eine zeitgenössische Quelle (also von ca. 1965-1975) handeln; und es muss irgendetwas mit dem Thema Wohnen und Zusammenleben zu tun haben.

3. Was könnt ihr als Quellen unserer Diskursanalyse hinzufügen?
Stellt Eure Ergebnisse bis spätestens [...] in das bereitgestellte Pad ein.

13. Hessische Schülerakademie

Oberstufe

30. Juli – 11. August 2017

– Lehreraus- und Weiterbildung –

Dokumentation

Herausgegeben von
Cynthia Hog-Angeloni, Peter Gorzolla
und Gregor Angeloni

Eine Veröffentlichung der

Hessischen Heimvolkshochschule

BURG FÜRSTENECK

Akademie für berufliche und
musisch-kulturelle Weiterbildung

Am Schlossgarten 3

36132 Eiterfeld

Diese Dokumentation ist erhältlich unter:

<http://www.hsaka.de>

Inhaltsverzeichnis

1	Vorwort	4
2	Grußwort der Musischen Gesellschaft	5
3	Handreichung zum Lesen der Dokumentation	6
4	Mathematikkurs	7
4.1	Was die ollen Griechen für Probleme hatten... – Konstruktionen mit Zirkel und Lineal	7
4.2	Das fundamentale Thema des ganzen Kurses – Axiomensysteme und Origami-Axiome	9
4.3	Rationale Verhältnisse	11
4.4	Irrationale Verhältnisse	13
4.5	Das Mögliche bleibt möglich: Origami-Algebra Teil 1	15
4.6	Das Unmögliche wird möglich: Origami-Algebra Teil 2	16
4.7	Projektive Geometrie	19
4.8	Die Lill-Methode und reelle Nullstellen	20
4.9	Sturmsche Ketten	22
4.10	Von Bergen, Tälern und Landkarten – Origami Faltmuster	24
4.11	Mathematische Wellen schlagen, Origami und Fraktale	26
5	Physikkurs	28
5.1	Schall	28
5.2	Sonographie	30
5.3	Optik und Augenmodell	32
5.4	Grundlagen der Röntgenstrahlung in der Medizin	33
5.5	Medizinische Anwendung der Röntgenstrahlung	36
5.6	Computertomographie	38
5.7	Magnetresonanztomographie (MRT)	40
5.8	Positronen-Emissions-Tomographie	42
5.9	Szintigraphie	43
5.10	Strahlentherapie	45
6	Informatikkurs	48
6.1	Atmosphäre	48
6.2	Musik und Soundeffekte	50
6.3	Kognition – Aufmerksamkeit und Tiefenwahrnehmung	52
6.4	Kognition – Objekt- und Bewegungswahrnehmung	54
6.5	User Experience und User Interfaces	55
6.6	Geschichte der Animation	57
6.7	Animationstechniken	60
6.8	Prozedurale Generierung	62

6.9	Grafische Generierung	64
6.10	Spielmechaniken	66
6.11	Interaktive Spielwelt	68
6.12	Charakterfortschritt und Belohnungssysteme	70
7	Geschichtskurs	73
7.1	Objektivität in der Geschichtsschreibung	73
7.2	Alterität - Das Spannungsfeld zwischen Eigenem und Fremden	75
7.3	Erinnerungen im kollektiven Gedächtnis: das Beispiel Canossa	78
7.4	Erinnerungskultur im Zeitalter von Social Media	82
7.5	Diskursanalyse in der Geschichte	85
7.6	Die Macht der Narrative	88
7.7	Objektivität in der Geschichtsschreibung – revisited	91
7.8	Geschichte verstehen in einer postmodernen Welt	93
8	Musisch-kulturelle Kurse	95
8.1	Bühnenbild	97
8.2	English Theatre	97
8.3	Fotografie	98
8.4	Instrumentalmusik	98
8.5	Kontratanz	99
8.6	Malen, Zeichnen und Gestalten	100
8.7	Musikalische Improvisation	101
8.8	Naturkunde	102
8.9	Storytelling	102
8.10	Theaterimprovisation	103
9	Auszüge aus studentischen Abschlussberichten	104
10	Teilnehmende	108

7 Geschichtskurs

Geschichte verstehen

„Welt verstehen“ scheint ohne „Geschichte verstehen“ heute nicht mehr möglich. Glaubt man zumindest dem Feuilleton, ist die Geschichtswissenschaft in den vergangenen Jahren zu einer der Deutungsdisziplinen für das Verständnis der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse in einer globalisierten Welt geworden.

Dafür gibt es viele gute Gründe, hat sich die Geschichte als Wissenschaft doch insbesondere in der letzten HistorikerInnen-Generation enorm weiterentwickelt. Grund genug für unseren Kurs, einige der zentralen Erkenntnisse und Entwicklungen der modernen Geschichtswissenschaft in den Blick zu nehmen, wie z.B.:

Warum und zu welchem Zweck unterscheiden HistorikerInnen zwischen „Geschichte“ und „Vergangenheit“? Was kann man eigentlich wirklich aus der Geschichte lernen und welche Rolle spielt dabei das Konzept der „Alterität“? Welche Bedeutung hat „Erinnerungskultur“ für moderne Gesellschaften? Wieso führt uns die Geschichte von Begriffen wie selbstverständlich zur Betrachtung von „kulturellen Konstrukten“?

Wir wollen im Kurs die Augen dafür öffnen, dass Geschichte uns nicht nur die Vergangenheit verständlicher machen soll, sondern ebenso jeden Tag dabei helfen kann, die Welt unserer Gegenwart zu verstehen.

Kursleitung

Dr. Peter Gorzolla, Wiss. Referent am Historischen Seminar der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Julia Wirth, M.A., Historisches Seminar der Goethe-Universität Frankfurt am Main

7.1 Objektivität in der Geschichtsschreibung

Natascha Janho & Julia Wirth

Wenn man – ganz im Sinne unseres Kursthemas – Geschichte verstehen möchte, dann muss man sich zwangsläufig damit auseinandersetzen, was für Erwartungen man an die Geschichtswissenschaft hat und wie diese ihre Erkenntnisse gewinnt. Auf den ersten Blick scheint es, als ob sich die Arbeit von HistorikerInnen offensichtlich von Forschungen beispielsweise im Bereich der Mathematik, Physik oder Biologie unterscheiden würde. Während die Naturwissenschaften aufgrund uns klar vermittelter Regeln nachvollziehbar und objektiv wirken, nagt an HistorikerInnen immer der Zweifel, ob ihre Erkenntnisse eine ebenso eindeutige Qualität haben, da sie durch vollkommen andere Faktoren beeinflusst werden. Aus verschiedenen Gründen, die wir in den nächsten Sitzungen noch genauer betrachten wollten, ist es der Geschichtswissenschaft nicht möglich, direkten Zugang zum Wissen über die Vergangenheit zu gewinnen. Aber was bedeutet das für die Anforderungen an eine möglichst verlässliche und „objektive“ Geschichtswissenschaft?

Der Historiker E. H. Carr stellte sich schon 1961 in seinem gleichnamigen Werk die nicht ganz unwesentliche Frage „Was ist Geschichte?“. Dabei setzte er sich mit zwei kontroversen Ansichten seiner Zeit auseinander, die eine jeweils „korrekte“ Geschichtswissenschaft zu beschreiben

suchten, die er jedoch als „Häresien“ (S. 29) bezeichnet. Auf der einen Seite sieht er die optimistische Annahme des Historismus im 19. Jahrhundert, nach der eine vollständig abgeschlossene Geschichtsschreibung möglich sei. Mit der Gesamtheit aller Fakten, die nur noch gesammelt werden müssten, könne man Geschichte so wiedergeben, wie sie wirklich gewesen sei. Auf der anderen Seite wurden spätestens seit den 1950er Jahren immer mehr für ihn ebenso häretische Stimmen laut, nach denen die „Rekonstruktion der Vergangenheit“ (22) immer auch mit einer Auswahl und Interpretation des vorhandenen Wissens einher ginge. Im Extremfall führe dies dahin, die Existenz einer objektiven Wahrheit in Gänze zu verneinen.

Carr selbst steht der Existenz von eindeutig nachweisbaren, nachvollziehbaren und unumstößlichen Fakten skeptisch gegenüber und fordert ein stärkeres Bewusstsein für die vielen Aspekte, die eine akkurate Wiedergabe der geschehenen Ereignisse beeinflussen. Gleichzeitig beharrt er dennoch auf der Existenz von Fakten als „Rückgrat der Geschichte“. Spannend wurde es, als wir seine Argumentationsstruktur einer genaueren Analyse unterzogen: Es stellte sich heraus, dass Carr in seinem Werk zwar wirkungsvolle Bilder und Metaphern zur Veranschaulichung seiner Behauptungen über die Existenz von Fakten benutzt, aber *keinen einzigen* nachvollziehbaren und überprüfbaren Beweis für deren Existenz anbringen kann.

Aus diesem Grund begaben wir uns in unserer Sitzung selbst auf die Suche nach einem Beweis für die Existenz von Fakten in der heutigen Medienlandschaft. Doch auch wir fanden in der Untersuchung von Zeitungsartikeln, Erklärvideos und Nachrichtenbeiträgen letztlich immer nur Interpretationen oder aber bloße Aussagen, die uns mithilfe verschiedener Strategien als Fakten präsentiert wurden. Da uns der Zugriff auf die Fakten also verwehrt blieb, beschäftigten wir uns im Folgenden mit eben jenen Strategien zur Erzeugung oder Steigerung von Glaubwürdigkeit – und konnten feststellen, dass diese für uns von mindestens ebenso großer Bedeutung sind wie die Fakten. Überall in unserem Alltag, so entdeckten wir schnell, werden diese Strategien – mehr oder weniger bewusst – eingesetzt, um vorgebrachtes Wissen mit dem Anspruch von Wahrheit auszustatten. Und diese Strategien fanden wir auf verschiedenen Ebenen: So kann zum Beispiel eine korrekte, anspruchsvolle und komplexe Sprache ebenso den Eindruck von Qualität und damit Verlässlichkeit erzeugen wie die Angabe von möglichst vielen Referenzmaterialien wie Zahlen, Statistiken oder Verweisen auf die fachliche Autorität der verwendeten Quellen. Überhaupt spielen Autoritäten eine große Rolle, wobei diese der eigenen Person zugeschrieben werden können oder auch einfach über stereotype Muster abrufbar sind, wenn etwa MedizinerInnen in der Werbung weiße Kittel tragen oder HistorikerInnen im Interview vor einer Bücherwand sitzen. Genauso können Metaphern oder sprachliche Bilder, die als „common sense“ eine vermeintlich allgemein gültige Logik enthalten, die Glaubwürdigkeit einer Aussage stärken – wer hört, was er ohnehin schon (zu glauben) weiß, glaubt auch leichter die nächste gehörte Aussage.

Unsere Erkenntnisse führten uns unweigerlich dazu, Carrs Position noch einmal in den Blick zu nehmen. Dessen These, dass Fakten zwar zahlreichen Faktoren der Beeinflussung unterlägen, trotz allem aber den „festen Kern“ (10) der Geschichtswissenschaften bildeten, mussten wir nun ganz grundsätzlich hinterfragen: War das Problem der Geschichtsschreibung also vielleicht gar nicht die scheinbare Unzuverlässigkeit der vorhandenen Fakten, sondern die Annahme der Existenz von Fakten im Allgemeinen? Mit dieser Frage im Hinterkopf gingen wir in die folgenden Sitzungen.

Literatur:

- Edward Hallet CARR: *Was ist Geschichte?*, 4. Aufl., Stuttgart 1963.

7.2 Alterität - Das Spannungsfeld zwischen Eigenem und Fremden

Marco Ernst, Alea Meyreiß & Tobias Lang

„Alterität? Noch nie gehört.“ Der Fachbegriff der Alterität mag zwar den meisten Menschen unbekannt sein, jedoch nicht das Konzept, das sich dahinter verbirgt. Alterität beschreibt nämlich das Spannungsverhältnis, das entsteht, wenn das Eigene (eine Person mit ihrem Erfahrungshorizont) auf etwas Fremdes trifft. Es entsteht ein Prozess, in dem ausgehandelt wird, wie fremd etwas ist, ob man sich diesem schrittweise annähern kann, oder ob es unerlernbar anders ist. So erklären das zumindest die Germanisten Anja Becker und Jan Mohr in der von uns verwendeten Einleitung zu einem Band, der „Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren“ in den Blick nimmt. Und damit sind wir schon bei einem weiteren Problem: Alterität, von lat. *alter* („der andere von beiden“), also im Grunde „Andersheit“, ist ein wissenschaftliches Konzept, das in vielen verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen – wie zum Beispiel in den Kultur- und Literaturwissenschaften, aber auch in der Geschichtswissenschaft – Anwendung findet. Eine einheitliche Vorstellung, Definition oder gar Methodik gibt es jedoch nicht. In unserer Vorbereitung waren wir daher nicht nur gezwungen, uns in einem Überangebot an Deutungen und Modellen zu orientieren und Entscheidungen zu fällen, um mit diesem Konzept arbeiten zu können; wir haben auch erkannt, dass die unterschiedlichen Verwendungen und Definitionen in den Disziplinen aufzeigen, dass „Alterität“ theoretisch offenbar nur schwer zu fassen ist. Oft ist uns das Konzept erst klarer geworden, wenn wir es auf konkrete Beispiele angewendet haben.

Beim historischen Interpretieren erinnert uns das Alteritätskonzept daran, dass wir als diejenigen, die Vergangenheit interpretieren, immer die entscheidende Instanz sind und dass deswegen unsere Position besonders reflektiert werden muss. Ein Hineinversetzen in eine historische Persönlichkeit ist uns unmöglich. Die zeitliche Distanz erzeugt eine Befremdung, und das schon allein dadurch, dass sich die Gesellschaft, in der wir jetzt leben, natürlich grundlegend gegenüber der vergangenen verändert hat, und wir daher gar nicht nachempfinden können, wie sich eine Person damals gefühlt hat. Statt nun aber – wie früher oft geschehen – ein Urteil aus unserer heutigen Perspektive zu fällen, macht uns Alterität darauf aufmerksam, dass es die erste Pflicht von Historikerinnen und Historikern ist, sich dessen stets bewusst zu sein. Die zweite Pflicht besteht im Versuch, möglichst viele und auch unterschiedliche potentielle Motive der historischen Akteurinnen und Akteure durch genaues Aufarbeiten des historischen Kontexts zu erschließen, aufzugreifen und gegeneinander abzuwägen. Dennoch muss klar sein, dass wir auch dadurch immer nur ein Angebot an Möglichkeiten und sehr wahrscheinlich lediglich eine Auswahl aus allen möglichen Motiven zu bieten haben – das *eine* Motiv kann uns nicht bekannt werden, ein Teil der Vergangenheit bleibt für uns immer „unerlernbar anders“.

Im Kurs haben wir uns diese theoretischen Überlegungen anhand eines historischen Beispiels (Völkerschauen) und eines aus unserem Alltag (Scripted Reality / Doku-Soap) erschlossen und dabei auch seine praktische Anwendbarkeit ausprobiert.

In Völkerschauen wurde das vermeintliche Leben von nicht westeuropäischen Völkern inszeniert. Sie traten in Deutschland gehäuft während der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert auf; das Format entwickelte sich dabei zu einem großen kommerziellen Erfolg. Wir versuchten im Kurs mithilfe des Alteritätskonzeptes zu untersuchen, warum die Begegnung mit dem Fremden offenbar zum Geld verdienen einlud und was die verschiedenen Motive der Menschen damals waren, diese Völkerschauen zu besuchen. Zuerst ist hier auf den historischen Kontext zu verweisen: Mit der Erschließung der Kolonien öffnete sich für die Menschen in Mitteleuropa plötzlich die Welt, ein weiterer Schritt in der Geschichte der Globalisierung wurde getan. In den Zeitungen erfuhren immer größere Teile der Bevölkerung regelmäßig von „exotischen“ Ländern und Kontinenten und den Menschen, die dort lebten. Auf wissenschaftlicher Ebene versuchte man gleichzeitig, den sog. *missing link* zwischen den Affen und den Menschen zu finden, indem man die verschiedenen Völker der Erde in Urvölker, Naturvölker und Hochkulturen unterteilte. Das große Interesse an Völkerschauen und ihr Erfolg sprechen dafür, dass irgendein Bedürfnis der Menschen befriedigt wurde (mit dem sich zudem Geld verdienen ließ). Was dieses Bedürfnis zur damaligen Zeit gewesen sein könnte, darüber lässt sich aus heutiger Perspektive nur streiten – wobei die Streitpunkte aus dem eben genannten Kontext abzuleiten wären.

Ein naheliegender (und bestimmt auch oft vollzogener) Schluss aus heutiger Perspektive wäre es, die Menschen von damals als rassistisch zu betrachten. Unabhängig von der zur Jahrhundertwende wirksamen wissenschaftlichen Legitimation *rassistischen* Denkens ist für uns heute deren *rassistische* Implikation aus gutem Grund nicht wissenschaftlich nachvollziehbar – und demnach zu verurteilen. Die Völkerschauen, so könnten wir sagen, wären deswegen so gut besucht gewesen, weil man als Mitteleuropäer die Möglichkeit hatte, sich als überlegene Rasse zu fühlen, die die anderen, in Szene gesetzten Rassen wie in einem Zoo betrachtet.

Dies ist aber ein *moralisches* Urteil, gefällt aus heutiger Perspektive; und das Konzept der Alterität macht uns darauf aufmerksam, dass es für eine ordentliche geschichtswissenschaftliche Interpretation zu kurz greift: Weder ist der Versuch unternommen worden, sich der Bedingtheit des eigenen Handelns und Urteilens bewusst zu werden, noch kann man so der betrachteten historischen Epoche in ihrer Einzigartigkeit gerecht werden. Eine Möglichkeit, es besser zu machen, besteht im Versuch, sich intensiver in die damalige Zeit zu versetzen: Wäre man zum Beispiel selbst zu einer dieser Völkerschauen gegangen? Und wenn ja, warum? Vielleicht aus einfacher Neugier, aus wissenschaftlichem Interesse, aus Unterhaltungslust, vielleicht aber auch aus dem Motiv, sich selbst über andere zu erheben und sich besser zu fühlen? Wichtig dabei ist, dass diese Annäherung durch *Empathie* keineswegs zu klareren Erkenntnissen über die Vergangenheit führen muss – vielmehr machen uns die Schwierigkeiten beim Hineinversetzen deutlich, wie sehr wir selber mit unserem Denken und Fühlen in unserer eigenen Zeit gefangen sind.

Damit ist diese Methode ziemlich typisch für die Anwendung des Alteritätskonzeptes: Sie klärt nicht direkt die Sachverhalte (und lässt sie womöglich auf den ersten Blick noch undurchdringlicher erscheinen!), aber die Berücksichtigung von Alterität erinnert uns daran, unsere eigene moralisierende Perspektive zu reflektieren – und stößt damit einen weiteren Schritt in einem bewussten Annäherungsprozess an das Fremde an.

Scripted Reality, umgangssprachlich auch mit Bezeichnungen wie „Assi-TV“ oder „Unterschichtenfernsehen“ bedacht, bezeichnet ein Fernsehformat, bei dem Menschen in ihrem vermeintlich all-

täglichen Leben mit Kameras begleitet werden. Die Kommentare im Plenum zu einem in der Sitzung gezeigten Videoausschnitt aus der Sendung „Frauentausch“ reichten dann von „absurd“ über „man sollte gar nicht drüber nachdenken“ bis hin zu der Frage, ob denn jemand tatsächlich solche Sendungen gut und spannend finde. Tatsächlich war die häufigste Frage: „Wer schaut sich so etwas an?“.

Unter Einbeziehung des Konzepts der Alterität kamen wir zu einer Reihe von Erklärungsmöglichkeiten. Als naheliegend und wahrscheinlich wurde von uns eingeschätzt, dass Zuschauer sich von den porträtierten Figuren abgrenzen möchten, nach dem Motto: „Ich bin nicht so dumm und asozial wie die dargestellten Figuren.“ Statt nun auf einem gemütlichen Mittelschichts-Standpunkt stehen zu bleiben, der sich über die Ironie dieser Aussage bloß lustig macht (denn schließlich gilt für uns gerade der Konsum dieser Sendungen als Nachweis der genannten Eigenschaften), sind wir einen Schritt weiter gegangen: Warum ist dieser in unseren Augen offenkundig fehlerhafte Mechanismus dennoch so erfolgreich?

Der nicht zwangsläufig bewusste Abgrenzungswunsch, so unsere Schlussfolgerung, ermöglicht die Stärkung einer eigenen Identität oder auch die Bildung einer Gruppenidentität dadurch, dass man anhand etwas Fremdem ein Anderes definieren kann, das man (vermeintlich) nicht ist. So kann man die in der Doku-Soap dargestellten Individuen und Gruppen als „asozial“ und in jeglicher Hinsicht beschränkt definieren, sich selbst von dieser Definition distanzieren und in der Folge darüber erheben. Dies kann wiederum das Selbstwertgefühl und die eigene Identität stärken. Da wir es durch das Fernsehen mit vielen solchen einheitlichen Abgrenzungsprozessen zu tun haben können, eignet sich Scripted Reality auch für die Bildung und Stärkung von Gruppenidentitäten – ein Vorgang, der uns in Bezug auf Doku-Soaps vielleicht einfach nur nicht deutlich geworden ist.

Aber halten wir fest, dass wir das Konzept der Alterität nicht nur gewinnbringend auf die Vergangenheit in Anwendung bringen können, sondern auch in der Gegenwart täglich damit zu tun haben. Auch als Menschen einer globalisierten Gegenwart gibt es doch immer Aspekte, die uns fremd oder anders erscheinen – und immer wieder können wir selbst erfahren, dass wir es nicht schaffen, uns letzteren anzunähern. Auch hier bleibt uns nur übrig, uns dieses Spannungsfeld durch das Konzept der Alterität bewusst zu machen; abstellen können wir die Probleme nicht.

Im Vergleich zwischen Völkerschauen und Scripted Reality-TV wird übrigens deutlich, dass in beiden Fällen Fremdes mit großem kommerziellen Erfolg inszeniert wird. Die Motive der Zuschauer von damals und heute sind natürlich nicht identisch, aber dennoch ist der Umgang mit und die Positionierung zum Fremden wohl ein zeitloses Phänomen, das lediglich je nach gesellschaftlicher Form und historischem Kontext anders ausgehandelt wird. Alterität macht uns also darauf aufmerksam, dass das, was fremd und was anders ist, immer von uns und unserem Eigenen abhängig ist. Im Spannungsfeld zwischen Eigenem und Fremden, das uns täglich und oft unterbewusst begegnet, hält uns das Wissen um die Alterität dazu an, die wirksamen Prozesse aktiv zu reflektieren. Beim historischen Interpretieren kommt noch eine weitere Ebene hinzu, da wir es auch mit einer unüberwindbaren zeitlichen Distanz zu tun haben – wir sind keineswegs dazu in der Lage, als unbeteiligte Dritte über der Welt zu stehen und Vergangenes zu beurteilen. Auch dieser Alterität muss man sich bewusst sein, wenn man eine vergangene Epoche nicht ungeachtet der eigenen Position einschätzen möchte.

Quellen und Literatur

- Anne DREESBACH: *Kolonialausstellungen, Völkerschauen und die Zurschaustellung des "Fremden"*, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hg. vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG) Mainz, 17.2.2012, <http://ieg-ego.eu/de/threads/hintergruende/europaeische-begegnungen/anne-dreesbach-kolonialausstellungen-voelkerschauen-und-die-zurschaustellung-des-fremden> [21.11.2017]
- Anja BECKER / Jan MOHR: *Geschichte und Perspektiven eines Konzeptes: Eine Einleitung*, in: *Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren*, hg. von A.B. / J.M. (Deutsche Literatur. Studien und Quellen, Bd. 8), Berlin 2012, S. 1-61.

7.3 Erinnerungen im kollektiven Gedächtnis: das Beispiel Canossa

Sarah Greilich, Aylin Karatas & Julian Wellershaus

Ein Verständnis des gemeinsamen Zusammenlebens ist nicht einfach, und in einer immer komplexer werdenden und sich schneller entwickelnden Gesellschaft sucht der Mensch nach seinem Platz und einem Schlüssel für das Verständnis dieser Welt. Identitätsstiftend funktioniert hier das kollektive Gedächtnis: Das gemeinsame Erinnern innerhalb einer Gesellschaft schafft verbindende Strukturen, indem es ein Bild der Gruppe konstruiert, mit dem sich ihre Mitglieder identifizieren können. Indem wir erinnern, verstehen wir also nicht nur, was in der Vergangenheit geschehen ist, sondern auch, wer wir sind. Erinnerungen sind jedoch keineswegs feststehende Entitäten. Sie unterliegen vielmehr den Dynamiken des Vergessens, der Verformung und der Verzerrung und wandeln sich zudem mit jedem Abruf, passen sich den Anforderungen der neuen Situation an und überschreiben die alten Erinnerungen. Astrid Erll stellt sogar die These auf, dass es nicht nur ein Gedächtnis gibt: Vielmehr gäbe es eine Vielzahl von Gedächtnissen, die sowohl synchron, also zeitlich nebeneinander, wie diachron, also zeitlich nacheinander, existieren. Doch welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Erinnernden, wenn sie ihre Identität auf dynamischen „Fundamenten“ aufbauen? Welche Konsequenzen müssen HistorikerInnen ziehen, wenn sie sich bewusst werden, dass die *Wahrheit*, die sie suchen, und das Ereignis, *wie es wirklich* gewesen ist, nicht rekonstruierbare Utopien sind?

Im Kurs stellten wir uns gemeinsam diesen Fragen und entschieden uns, Erlls Theorie des kollektiven Erinnerns an einem konkreten historischen Ereignis nachzuvollziehen: am „Gang nach Canossa“. Um sowohl die synchrone als auch die diachrone Pluralität in den Blick nehmen zu können, haben wir drei Episoden zeitgenössischer Auseinandersetzung mit dem „Gang nach Canossa“ ausgewählt: das 11. und frühe 12. Jahrhundert, das 19. Jahrhundert und die Gegenwart.

Zunächst ein paar Erklärungen zum historischen Hintergrund: Der römisch-deutsche König Heinrich IV. war im Jahr 1076 vom römischen Papst Gregor VII. exkommuniziert worden. Vorausgegangen waren zwei voneinander getrennt zu betrachtende Auseinandersetzungen: Einerseits hatte Heinrich Bischöfe im Machtbereich Gregors gegen dessen Willen in ihr Amt eingesetzt. Andererseits standen sich die Machtansprüche der beiden Kontrahenten diametral gegenüber. Gregor war Verfechter eines Reformpapsttums, das nicht nur den Papst als Stellvertreter Christi über den

König stellte, sondern auch die Unabhängigkeit der Kirche von weltlichen Einflüssen forderte sowie die Simonie und die Amtseinsetzung in geistliche Ämter durch Laien abschaffen wollte. Damit gefährdete Gregor nicht nur Heinrichs Machtanspruch, sondern auch dessen Machtbasis in seinem Herrschaftsbereich, die auf der Vergabe eben solcher Ämter beruhte. Auf der oberitalienischen Burg Canossa trafen der exkommunizierte römisch-deutsche König Heinrich und der römische Papst Gregor ein Jahr nach der Exkommunikation im Januar 1077 aufeinander. Am Ende dieses Treffens stand die Wiederaufnahme Heinrichs in die Gemeinschaft der Kirche.

Unsere Auseinandersetzung mit den hochmittelalterlichen Quellen des späten 11. und frühen 12. Jahrhunderts offenbarte schnell die Existenz einer synchronen Pluralität nach Erll: Trotz der beschränkten Auswahl an Quellen finden sich eine Vielzahl von sich voneinander abgrenzenden Darstellungen über die Ereignisse in Canossa. Dabei war zwischen den Berichten der „deutschen“ Geschichtsschreiber, namentlich Lampert von Hersfeld, Berthold von Reichenau und dem Anonymus der *Vita Heinrichs*, zu unterscheiden. Auch der Eid Heinrichs IV., der unter dem Begriff *Iusiurandum* bekannt ist – Heinrich ließ ihn nach der erhaltenen Absolution von zwei seiner getreuen Bischöfe schwören – und der in den Registern des Papstes festgehalten wurde, sollte Teil der Untersuchung sein. Unter dem Aspekt der sich ständig wandelnden Verformungen der Erinnerungen erscheint es notwendig, die Verfassungszeiträume der jeweiligen Quellen zu berücksichtigen: Während das *Iusiurandum* dem Ereignis am nächsten steht und wohl einige Tage nach dem Ereignis verfasst wurde, schrieb Lampert seine Version wohl 1080, Berthold seine 1088 und der Anonymus die seine wohl erst im Jahr 1206 auf, also knappe 30 Jahre nach den Ereignissen. Dabei dienten das *Iusiurandum* und ein weiterer, in dieser Untersuchung jedoch nicht berücksichtigter Brief, den „Deutschen“ nördlich der Alpen als einzige Informationsquelle über das Ereignis Canossa 1077 und wurden von den Geschichtsschreibern nachweislich als Grundlage für ihre Darstellungen genutzt.

Während Heinrich im Eid als *rex* (König) schwören lässt, berichtet Lampert, dass Heinrich nach den kirchlichen Gesetzen für die Zukunft der königlichen Würde für unwürdig erklärt worden sei. Dabei führt er viele weitere Argumente gegen Heinrich auf, obwohl diese weder im *Iusiurandum* noch im Brief Gregors zu finden sind, und schmückt das Bußritual, das Heinrich zur Erlangung der Absolution vollziehen musste, mit erniedrigenden Details aus. Im Vergleich zu Lampert berichtet Berthold beinahe neutral vom Zusammentreffen des Königs und des Papstes in Canossa. Jedoch lassen sich auch hier bewusste Verformungen erkennen, die die verhandelten Handlungsoptionen für Heinrich und den Papst deutlich einschränken und damit wohl die spätere, erneute Eskalation zwischen Heinrich und Gregor verständlicher erscheinen ließen. In der anonymen *Vita* wird das *Iusiurandum* nicht erwähnt, sondern lediglich erklärt, dass Heinrich die Absolution erreichte und alles dessen schlauer Plan gewesen sei.

Die Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Quellen hat uns gezeigt, dass im selben Zeitraum unterschiedliche Erinnerungen an ein und dasselbe Ereignis parallel nebeneinander existieren können. Die einzelnen Darstellungen stehen hierbei aufgrund ihres Anspruchs auf Hegemonie in Konkurrenz zueinander – durch die Erinnerung im Rahmen des kulturellen Gedächtnisses werden schließlich zentrale Fragen von für die Gesellschaft vitalem Interesse und mit weitreichenden politischen Folgen verhandelt. Jeder der Geschichtsschreiber versuchte seine eigene Position durchzusetzen, da der identitätsstiftende Charakter der Ereignisse von Canossa den Autoren

durchaus bewusst gewesen sein dürfte. Dadurch entstand ein Spannungsfeld von Beiträgen und Ansprüchen, welches charakteristisch für die synchrone Pluralität ist.

Als Gegenstück zu dieser gibt es auch eine diachrone Pluralität, die der Tatsache Rechnung trägt, dass sich Erinnerungen im Laufe der Zeit verändern, da sie sich bei jedem Abruf den neuen Anforderungen und Gegebenheiten anpassen und somit beeinflusst und aktualisiert werden. Zur Verdeutlichung dieses Phänomens haben wir uns exemplarisch mit Quellen auseinandergesetzt, die davon berichten, wie das Ereignis Canossa im 19. Jahrhundert dargestellt wurde.

Nachdem in der Frühen Neuzeit die Auseinandersetzung mit den Ereignissen in Canossa zunehmend unter den Einfluss der konfessionellen Kirchengeschichtsschreibung gelangt war, prägten nicht protestantische Abneigung gegenüber oder katholische Zuwendung zu dem Papsttum die Interpretationen des 19. Jahrhunderts, sondern vielmehr Nationalgefühle. In den sich neu formenden Nationalstaaten interpretierte man die Buße des „deutschen“ Königs Heinrich als demütigend. Durch die Auseinandersetzung der römischen Kurie mit den sich liberaler positionierenden Nationalstaaten im 19. Jahrhundert erschien den Zeitgenossen ein Vergleich mit den Ereignissen im 11. Jahrhundert angemessen. Dies drückt sich beispielsweise in Otto von Bismarcks berühmten Zitat aus: „Seien Sie außer Sorge, nach Kanossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig“. Das gesellschaftliche Bedürfnis nach einem mächtigen, sich dem Papsttum entgegenstellenden Herrscher spiegelte sich auch in der bildenden Kunst und Dichtung wider, die der vermeintlichen Demütigung Heinrichs und somit auch Deutschlands das Bild eines starken, dem Papst trotzen- den Heinrichs entgegenstellten. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Canossa im 19. Jahrhundert – beispielhaft sei hier Wilhelm von Giesebrecht genannt – zeichnet ein Bild der Ereignisse in Canossa, das klar den Schilderungen Lamperts folgte. So hätte der Papst größte Bedenken gehabt, den Bußakt Heinrichs anzunehmen, denn er sah im König den größten Sünder gegen das Papsttum. Auch hätte Heinrich in seiner Not die größte Bereitschaft gezeigt, alles zu tun, um seine Königswürde zurückzugewinnen. Dadurch hätte Gregor die Exkommunikation aufgehoben, weshalb Heinrich zwar wieder König gewesen, „Deutschland“ jedoch gedemütigt worden wäre. Giesebrecht kritisiert zwar Lamperts Darstellungen, indem er beispielsweise widersprüchliche Darstellungen aufdeckt, bewertet die Ereignisse jedoch genau wie dieser, wenn er Canossa als große Demütigung Heinrichs schildert. Dieses Verhalten unterscheidet ihn natürlich von HistorikerInnen unserer Gegenwart, die sich in ihrer Arbeit einer politisch neutralen Position verpflichtet sehen und daher versuchen, auf vorschnelle Urteile zu verzichten.

Dennoch kann unser dritter Untersuchungszeitraum, die heutige Auseinandersetzung mit den Ereignissen in Canossa, die Funktionsweisen beider von Erll entworfener Pluralitäten verdeutlichen, der diachronen wie der synchronen: So unterscheidet sich unsere gegenwärtige Auseinandersetzung mit Canossa und unser Erinnern an das Geschehen dermaßen eindeutig davon, wie dies im Hochmittelalter oder im 19. Jahrhundert der Fall war, dass die Veränderung der Erinnerungen als klares Beispiel für diachrone Pluralität gelten kann. Daneben gibt es heute aber auch höchst unterschiedliche Arten der Erinnerung an Canossa, bis hin zum Forschungsdisput zwischen Johannes Fried und anderen deutschen HistorikerInnen, welche die synchrone Pluralität in der Erinnerung an das Geschehen in Canossa widerspiegeln.

Im aktuellen Diskurs hat die Auseinandersetzung mit Canossa ihre gesellschaftliche Brisanz verloren. Nicht mehr nationale, sondern europäische, kulturübergreifende Schwerpunkte bestimmen

die aktuelle Forschung und das quellentechnisch relativ gut erschlossene Forschungsfeld dient HistorikerInnen als Experimentierfeld für neue Fragen und Themen. Die identitätsstiftende Nationalisierung des Ereignisses findet, mit Ausnahme von Fernsehdokumentationen, keinerlei Anwendung mehr.

Umso interessanter, dass Johannes Fried die chronologischen Abläufe der Ereignisse rund um Canossa auf Grundlage kognitionswissenschaftlicher Forschungen und mithilfe eines Regelwerkes zur Kritik schriftlicher Überlieferung infrage stellte – und damit tatsächlich auch wieder für eine gewisse Zeit in den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Fokus beförderte. Laut Fried sei Heinrichs IV. Treffen mit Gregor VII. in Canossa keineswegs ein demütigendes Ereignis gewesen. Vielmehr hätten die beiden Kontrahenten einen im Voraus vorbereiteten Friedensvertrag geschlossen, der jedoch von der papstfeindlichen Opposition in Oberitalien und den königsfeindlichen Fürsten nördlich der Alpen zunichte gemacht worden sei. Fried begründet seine Neuinterpretation der Ereignisse einerseits mit den extrem widersprüchlichen Aussagen der von ihm gewählten Quellen, andererseits erstellt er mithilfe zuvor weniger berücksichtigter Quellen eine neue chronologische Abfolge der Ereignisse, an deren Ende ein gemeinsamer Friedenspakt steht. Nicht nur Tageszeitungen wie die *FAZ*, die *Süddeutsche Zeitung* und die *Welt* griffen Frieds These auf, auch andere HistorikerInnen reagierten und widersprachen Fried vehement. Hauptkritikpunkte sind unter anderem die von Fried veranschlagten Reisezeiten, die Glaubwürdigkeit seiner Quellen, die fehlende Überlieferung des von Fried konstruierten Friedenspaktes sowie der Widerspruch zwischen überliefertem *Iusiurandum* und dem Fehlen des vermeintlichen Friedenspaktes. Sowohl Fried als auch seine Kritiker haben seitdem mehrfach ihre Meinung neu erörtert – die wissenschaftliche Debatte hält also an.

In unserer Auseinandersetzung mit Erlls Theorien und dem „Gang nach Canossa“ konnten jedoch sowohl die synchrone Pluralität als auch die diachrone Pluralität am historischen Beispiel zufriedenstellend nachvollzogen werden. Die Konsequenzen, die die HistorikerInnen daraus ziehen müssen, erscheinen ebenso banal wie ernüchternd: Jeder erinnert sich anders an ein Ereignis – sei es aufgrund der eigenen Sozialisation, der eigenen Position, der eigenen Absicht des Erinnerns oder schlicht aufgrund des Vergessens –, sodass wir die „Wahrheit“ nie werden re-konstruieren können. Keineswegs offensichtlich oder banal ist hingegen, dass wir als HistorikerInnen dennoch von der Analyse der Verformungen von Erinnerungen lernen können und dass sie großes Potential aufweisen, der „Wahrheit“ ein Stück näher zu kommen. Nur wenn wir uns bewusst sind, dass synchrone Pluralitäten existieren, können wir nämlich gegensätzliche Darstellungen entdecken, wahrnehmen und die Unterschiede herausarbeiten – und so neue Erkenntnisse gewinnen. Nur wenn wir uns bewusst sind, dass sich Wahrnehmungen und Erinnerungen mit der Zeit verändern – wir es also sehr wahrscheinlich mit diachroner Pluralität zu tun haben – können wir diese Veränderung wahrnehmen und nutzbar machen.

Quellen und Literatur:

- Berthold von REICHENAU: *Chronik*, hg. von Ian Stuart ROBINSON, übers. von DEMS. und Helga ROBINSON-HAMMERSTEIN, in: *Bertholds und Bernolds Chroniken* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 14), Darmstadt 2002, S. 35-277.

- *Das Leben Kaiser Heinrichs IV.*, hg. von Rudolf BUCHNER u.a., übers. von Irene SCHMALE-OTT, in: *Quellen zu Geschichte Kaiser Heinrichs IV.* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 12), Darmstadt 1963, S. 407-467.
- *Iusiurandum Heinrici regis Teutonicorum*, hg. und übers. von Franz-Josef SCHMALE, *Ausgewählte Briefe Papst Gregors VII.*, in: *Quellen zum Investiturstreit*, Bd. 1 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 12a), Darmstadt 1987, S. 244f., Nr. 78.
- Lampert von HERSFELD: *Annalen*, übers. von Adolf SCHMIDT, erläutert von Wolfgang Dietrich FRITZ und hg. von Franz-Josef SCHMALE (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. 13), Darmstadt 1985.
- Astrid ERLI: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Weimar 2005.
- Johannes FRIED: *Noch einmal Canossa. Aufzeichnungen statt einer Antwort an Patrick Bahners*, Frankfurt 2015, <http://www.geschichte.uni-frankfurt.de/58989237/Canossa-Auseinandersetzungmitden-Gegnern.pdf> [21.11.2017]
- Johannes FRIED: *Canossa. Entlarvung einer Legende. Eine Streitschrift*, Berlin 2012.
- Johannes FRIED: Der Pakt von Canossa. Schritte zur Wirklichkeit durch Erinnerungsanalyse, in: *Die Faszination der Papstgeschichte. Neue Zugänge zum frühen und hohen Mittelalter*, hg. von Wilfried HARTMANN und Klaus HERBERS (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii, Bd. 28), Köln u.a. 2008, S. 133-197.

7.4 Erinnerungskultur im Zeitalter von Social Media

Miriam Gabenstatter, Louisa Schwarz & Fiona Lang

Innerhalb von nur 24 Stunden vereinte der ägyptische Internet-Aktivist Wael Ghonim 36.000 Mitglieder für eine gemeinsame Sache. Das ist eine Reichweite, von der manche Marketingstrategen nur träumen können. Gemeinsam hatte die immer größer werdende ägyptische Netzgemeinde 2011 ein Ziel: Korruption und Staatswillkür beseitigen und ein freies Ägypten für jeden schaffen. Doch fünf Jahre später äußerte Ghonim bei einem TED-Talk in Genf: „I once said, if you want to liberate a society, all you need is the internet – I was wrong“ (Ghonim 00:12). Was führte zu diesem Meinungswandel?

Mit Hilfe von Jan Assmanns Theorien haben wir uns in unserer Sitzung damit beschäftigt, wie Gruppenzugehörigkeit konstituiert wird und welchen Einfluss Social Media auf diesen Prozess nehmen. Insbesondere haben wir die Bedeutung von Social Media im Arabischen Frühling thematisiert. Eine Schwierigkeit hierbei war unser fehlender Erfahrungsschatz über die Funktionsweise von Gruppenzugehörigkeitsprozessen vor Social Media. Assmann spricht von *kollektiven Gedächtnissen*, welche sich in unterschiedlicher Gewichtung aus den *kulturellen* und *kommunikativen Gedächtnissen* zusammensetzen. Aus dem *Kollektivgedächtnis* beziehe eine Gruppe Informationen über ihre Identität. Durch diese Informationen bilde sich das Bewusstsein, welches Wissen, welche Eigenarten und Eigenschaften für das Individuum auszeichnend und prägend seien (Assmann 9-19). Das *kulturelle Gedächtnis* sei gerade durch seine „Fixpunkte“ alltagsfern, weil es nicht mit dem

fortschreitenden Gegenwartspunkt mitschreite. „Erinnerungsfiguren“ sind laut Assmann gravierende, vergangene Ereignisse (Fixpunkte), die durch kulturelle Formungen (Texte, Riten, Denkmäler) und institutionalisierte Kommunikation (Rezitation, Begehung, Betrachtung) konserviert wurden und werden (12-13). Die von uns untersuchte Wirkung von Social Media setzt vor allem im Bereich des *kommunikativen Gedächtnisses* ein. Das *kommunikative Gedächtnis* beruht auf Alltagskommunikation und beinhaltet sehr alltagsnahe Elemente (10-11). Üblicherweise findet sie auf unspezialisierte und unorganisierte Weise als Austausch über zuvor nicht festgelegte Themen statt. Die beteiligten Partner können dabei im Laufe des Gespräches die Rollen des Erzählers und des Zuhörers tauschen. Dadurch erlangt man auch Zugang zu kollektiven Gedächtnissen außerhalb der eigenen Kultur. Verschiedene Anlässe können diese Alltagskommunikation mit einem gewissen Grad von Vorstrukturiertheit versehen und den Gesprächsablauf regulieren – der Rest zeichnet sich durch Ungeformtheit, Beliebigkeit und Unorganisiertheit aus (12).

Social Media sorgen in diesem Bereich dafür, dass der Gesprächspartner auch einer örtlich entfernten Gemeinschaft angehören kann, mit welchem die Kommunikation andernfalls gar nicht oder nur schleppend funktionieren würde. Dass sie weiterhin eigene „Gesprächsanlässe“ und damit Strukturierungen schaffen, lässt sich auf Social Media-Plattformen gut beobachten: Das strukturierende Moment ist hier auf den unterschiedlichen Websites und Kanälen zu finden, über die man in ganz spezifischer Weise interagiert und kommuniziert – auf Twitter dominiert die Begrenzung von 140 Zeichen, auf Instagram muss ein Beitrag in Bildform erfolgen, WhatsApp hat eher Gesprächscharakter. Außerdem entwickeln sich plattformspezifische Jargons.

Der Zeithorizont des kommunikativen Gedächtnisses ist laut Assmann beschränkt auf eine Zeitspanne von drei bis vier Generationen, was etwa 80 bis allerhöchstens 100 Jahren entspricht. Hierfür gibt es keine historischen Fixpunkte, stattdessen wandert das Bewusstsein an fortschreitenden Gegenwartspunkten mit und ist somit nicht an eine sich ausdehnende Vergangenheit gebunden. Die zeitliche Beschränkung des Gedächtnisses wird durch Social Media ansatzweise aufgehoben, da alle Äußerungen nicht nur gespeichert werden (das galt ja auch schon für die Print-Ära vor Social Media), sondern vor allem überall und von jedem schnell erneut aufrufbar sind. Man könnte meinen, so könnten auch später in einen Kommunikationskreis hinstoßende Personen leichter und schneller involviert werden.

Allerdings muss hier auch beachtet werden, dass die in der technischen Basis von Social Media verwendeten Algorithmen die Relevanz der Beiträge (Posts) bewerten – auch gerade im Hinblick auf die Interessen des Nutzers. So werden manche Posts gar nicht oder erst nach verstärktem Suchen angezeigt. Diese Posts sind dann zwar nicht vergessen, in gewisser Weise aber dennoch zeitlich beschränkt, da sie ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr als bedeutungsvoll eingestuft werden.

Nichtsdestotrotz beschleunigen, pluralisieren und globalisieren die Veränderungen, die Social Media mit sich bringen, die Mechanismen des kommunikativen Gedächtnisses und somit auch Teile des *kollektiven Gedächtnisses*. Dies lässt sich zum einen als Chance werten, da größere Reichweiten erzielt und Menschenmassen schneller mobilisiert werden können. Zum anderen lassen sich diese Entwicklungen aber auch missbrauchen, da konträre Ansichten schneller polarisieren und somit Angriffsfläche für politische Zwecke bieten. In einer Gesellschaft können Social Media auf diese Weise vom verbindenden zum trennenden Element werden. Genau das war online

im Arabischen Frühling zu beobachten, und deshalb zog sich Ghonim auch aus der Arbeit als Internet-Aktivist zurück.

Ghonim stellt die Gründe dafür indirekt dar, wenn er in seinem TED-Talk von 2015 fünf Herausforderungen von Social Media beschreibt, die er aus seinen Erfahrungen im Arabischen Frühling bezieht. Wir haben uns diese Herausforderungen in unserer Sitzung genauer angesehen und mit unseren alltäglichen Web-Erfahrungen verglichen.

Die erste Herausforderung besteht in der Gefahr, dass Gerüchte oder auch *fake news* über Social Media verbreitet werden und eine große Reichweite erlangen (Ghonim 08:30). Im Arabischen Frühling wurden sehr viele Gerüchte verbreitet, und die – damals wie heute größtenteils noch sehr – korrupten Regierungen nutzten immer wieder das internationale Interesse an Gewalttaten in der Region für Falschmeldungen aus. Auch in unserem Web-Alltag werden viele Gerüchte verbreitet. Als Beispiel hierfür sprachen wir über die voreilige Meldung von einem Terroranschlag in München im Jahr 2016, welcher sich schließlich als Amoklauf eines Schülers herausstellte. Trotzdem sprachen über 50.000 Tweets auf Twitter von einem islamistischen Terroranschlag, was in München große Panik auslöste. Ein eher alltägliches Beispiel bieten demgegenüber die inzwischen regelmäßig auftretenden *fake news* von und über Donald Trump.

Die zweite Herausforderung stellen für Ghonim die sogenannten *echo chambers* dar (08:42). Dies sind virtuelle Räume, deren Entstehung auf verschiedene Weise beschrieben werden kann: Zum einen ist jeder, der Social Media nutzt, dazu aufgefordert, anderen Personen zu „folgen“, sie zu „liken“ oder auch zu „blockieren“. Dies erzeugt zusammenhängende Netzwerke von Menschen (und anderen Meinungsbildnern), aus denen gezielt andere ausgeschlossen werden können. Zum anderen werten Algorithmen von Google, Facebook und anderen Social Media die Vorlieben von Personen aus und schlagen auf Basis der Informationen dann neue Seiten oder Online-Ressourcen vor. So werden dem einzelnen Nutzer immer wieder nur solche Meinungen und Interessen angeboten, die den eigenen Vorlieben und Meinungen entsprechen. Dadurch wird aber lediglich die eigene Sicht auf die Dinge widergespiegelt und verstärkt, was den Menschen einerseits Selbstbestätigung verschafft, andererseits werden neue oder gar widersprüchliche Perspektiven gar nicht als interessenrelevant eingestuft und dementsprechend nicht angezeigt. Dieses Phänomen können wir in unserem Alltag sehr gut beobachten: Politisch interessierte Leute surfen meist nur auf Seiten, die eine Verbindung zu der von ihnen bevorzugten Partei haben und tauschen sich oft auch nur in partei- oder ideologienahen Foren aus. In diesen *echo chambers* sind selten andere politische Meinungen vertreten, und die Menschen bekommen somit nur eine einseitige Sichtweise vermittelt. Im Arabischen Frühling wurden die *echo chambers* zur Organisation von Protesten und zur Erzeugung eines Gefühls von Gruppenzugehörigkeit, genauso aber auch zur Verbreitung von Hassreden genutzt. Die Meinungen in den voneinander getrennten *echo chambers* blieben immer gleich, gegnerische Positionen wurden weder wahrgenommen noch verbreitet, geschweige denn toleriert.

Die dritte Herausforderung besteht darin, dass im Internet die Hemmschwelle von Menschen sinkt, was dazu führt, dass sie sich leichter beschimpfen und soziale Gesprächsregeln missachten (08:58). Viele wähnen sich in Anonymität und denken nicht an die Gefühle anderer Personen. Diesen Umstand kann man in unserem Alltag genauso wie im Arabischen Frühling beobachten. Aber das Internet vergisst nicht: Einmal ins Netz gestellte Beiträge werden schnell zu Meinungen,

auf 140 Zeichen heruntergebrochen. Die Kurzweiligkeit von Tweets und anderen Kurznachrichten hält uns nicht dazu an, unsere Meinung zu reflektieren oder sogar zu ändern. Stattdessen spornt das Aufmerksamkeits- und Belohnungssystem des Social Web zu einer Jagd nach Anerkennung durch Likes und Klickzahlen an.

Die fünfte Herausforderung ist für Ghonim der kritischste Punkt: Statt miteinander in einen direkten Austausch zu treten und sich politisch zu engagieren, bewegen sich die Mitglieder der „Netzgemeinde“ viel zu gerne nur in den eigenen *echo chambers* und verlassen den eigenen kommunikativen Komfortbereich kaum noch (09:13-09:39).

Für Ghonims fünf Herausforderungen konnten wir also nicht nur Entsprechungen im Arabischen Frühling, sondern auch in unserem eigenen Web-Alltag beobachten. Aus der Untersuchung zogen wir unsere eigenen Schlüsse: Social Media vereinen uns im „globalen Dorf“, aber sie können auch die Spaltung von Gemeinschaften unterstützen. Sie verknüpfen unsere alltägliche Welt mit „anderen“ Welten, die uns sehr weit weg und fremd erscheinen können, obwohl sie doch oft so nah sind. Social Media bieten (virtuelle) Zugriffe auf Ereignisse und Erfahrungen, an denen wir physisch nicht selbst beteiligt waren – entweder in Sekundenschnelle oder noch Jahre später, weil die Inhalte beliebig abgerufen werden können. All dies macht Social Media zu einem mächtigen Werkzeug zur Schaffung von Gruppenzugehörigkeiten – und zu einem relevanten Faktor in der Entwicklung unseres *kollektiven Gedächtnisses*. Assmanns bekannte Theorien, so haben wir erfahren, lassen sich also durchaus im Bereich von Social Media weiterdenken. Jetzt wäre im Gegenzug zu fragen, ob und wie die veränderten Kommunikationsmuster einer Gesellschaft in Zeiten von Social Media auf die Entwicklung des *kollektiven Gedächtnisses* Einfluss nehmen.

Quellen und Literatur:

- Wael GHONIM: Let's design social media that drives real change, in: *TED Talks*, Dez. 2015, https://www.ted.com/talks/wael_ghonim_let_s_design_social_media_that_drives_real_change [21.11.2017]
- Jan ASSMANN: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: *Kultur und Gedächtnis*, hg. von J.A. / Tonio HÖLSCHER, Frankfurt 1988, S. 9-19.
- Elena EPISTO: Die Formen des Web-Gedächtnisses. Medien und soziales Gedächtnis, in: *Formen und Funktionen sozialen Erinnerns. Sozial- und Kulturwissenschaftliche Analysen*, hg. von René LEHMANN / Florian ÖCHSNER / Gerd SEBALD, Wiesbaden 2013, S. 96-100.

7.5 Diskursanalyse in der Geschichte

Julia Damrath, Erik Walter & Moritz Gleditzsch

Alles ist Diskurs. Diskurse existieren nicht. Das sind zwei nur scheinbar nicht miteinander vereinbare Sätze. Tatsächlich existieren Diskurse nicht wirklich, aber als ein wissenschaftliches Denkmodell ermöglichen sie es uns, die Strukturen von (heutigen und vergangenen) Gesellschaften zu untersuchen, auf die wir ohne die Denkfigur des Diskurses überhaupt keinen Zugriff hätten.

Diskurse prägen unbewusst das Leben eines jeden. Kommunikation mit anderen kann nur innerhalb von Diskursen stattfinden, da diese alle Handlungs- und Kommunikationsmöglichkeiten des Menschen mit einbeziehen und den Rahmen des Äußerbaren festlegen. Wissen, welches an die Formen der Äußerung – wie Sprache oder Bilder – zur Vermittlung gebunden ist, wird über Diskurse erzeugt und weiterverbreitet. Es baut sich dabei eine Wechselwirkung auf: Durch Wissen entsteht Macht, Macht wiederum hat einen großen Einfluss auf Wissen und dessen Vermittlung. Diese beiden Größen, Wissen und Macht, stehen somit in ständiger Wechselwirkung zueinander, sie sind interdependent.

Die Diskursanalyse will diese (oft unbewussten) Diskurse sichtbar und untersuchbar machen. Das Vorgehen der Diskursanalyse ist ein mehrstufiger Prozess, in welchem aus Quellen *Äußerungen* herausgearbeitet werden, von welchen auf *Aussagen* geschlossen wird, die zusammenhängend *diskursive Felder* bilden. Wir haben versucht diesen Prozess nachzuvollziehen, indem wir ihn selbst durchlaufen haben. Wir begannen damit, eine Quellensammlung zum Thema „Wohnen und Zusammenleben im Zeitraum von 1965 bis 1975“ zusammenzutragen, die wir während unserer Arbeit fortwährend erweitert haben. Im nächsten Schritt arbeiteten wir die in unserer Quellensammlung vorkommenden Äußerungen heraus. Äußerungen sind konkrete Kommunikation in jeder denkbaren Form. Ein Text, ein Bild, eine Handlung, eine Praktik sind nur einige Beispiele für mögliche Quellen als Träger von Äußerungen. Deutlich wird, dass die Form der Äußerung nicht auf Sprache im engeren Sinn begrenzt ist.

Die damit bestehende Offenheit und Flexibilität für die Art und Form der Quellen stellt eine besondere Stärke, aber zugleich auch eine Herausforderung der Diskursanalyse dar. Die bei der Quellensichtung vorgenommene Beschränkung der singulären Quellen auf singuläre Äußerungen unterscheidet sich von einer historistischen Arbeitsweise im Wesentlichen dadurch, dass die Annahme einer objektiven Deutung von Quellen abgelehnt wird. Jeder Rezipient erfasst andere Aspekte der Quellen und zieht für sich damit andere Äußerungen aus den Quellen, sodass sich diese zum Teil stark unterscheiden können. Die aus dem Ausgangsmaterial der Quellen herausgearbeiteten Äußerungen haben also immer subjektiven Charakter – ein Phänomen, das wir auch in der gemeinsamen Arbeit während unserer Sitzung beobachten konnten: Beim gemeinsamen Sichten des von uns zusammengetragenen Quellenmaterials wurden von uns sehr unterschiedliche Äußerungen „erkannt“.

Während der Arbeit mit der Quellensammlung zeichneten sich dennoch Äußerungen ab, die sich wiederholten und von verschiedenen Positionen im Diskurs getätigt wurden. Wiederkehrende Äußerungen nennt man Aussagen. Auch wenn es keine allgemein gültige Regel dafür zu geben scheint, wie umfassend der einer Diskursanalyse zugrunde liegende Quellenkorpus sein sollte, stellten wir im Rahmen unserer Untersuchungen fest, dass wir nur ansatzweise von den festgestellten Äußerungen auf mögliche Aussagen schließen konnten, da sich die von uns erstellte Quellensammlung nicht als umfassend genug herausstellte, um unseren Anspruch auf (allgemeine) Gültigkeit zu befriedigen.

Dies hängt damit zusammen, dass die Auswertung der Quellen zwar notwendigerweise subjektiv, nicht jedoch willkürlich ist; sie ist auf regelmäßig wiederkehrende Äußerungen angewiesen. Ähnlich einem Gerichtsprozess, der sich nicht auf Beweise, sondern auf Indizien stützt, bleibt auch die Diskursanalyse endgültige „Beweise“ schuldig. Statt sich auf einzelne Quellen stützen

zu können, muss sie ihre Wertigkeit über das Zusammentragen einer Vielzahl von Äußerungen erbringen, die jede für sich genommen nichts aussagen könnten. In einer höheren Quantität verdichten sich diese Äußerungen jedoch zu Aussagen – erst recht, wenn sie aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Quellen hervorgehen. Diese Aussagen stellen somit wiederum einen weiteren Interpretationsschritt dar.

Unsere eigenen Untersuchungen innerhalb der Sitzung mussten wir an dieser Stelle abbrechen, doch würden bei einer vollständigen Diskursanalyse noch weitere Schritte folgen: Aus den festgestellten Aussagen ließe sich auf die verschiedenen diskursiven Felder mit ihren jeweiligen Formationsregeln schließen, die wiederum Rückschlüsse auf den Gesamtdiskurs und damit auf die Wissens- und Machtstrukturen des untersuchten Zeitraums zuließen.

Was als ein Diskurs identifiziert wird, hängt also stark von der Perspektive des Untersuchenden ab. Diese aber wird aufgebaut (und damit beschränkt) durch die diskursiven Felder, in denen sich der Untersuchende selbst befindet! Jeder einzelne bewegt sich innerhalb einer unübersehbaren Zahl an diskursiven Feldern, die mit allen Bereichen des Wahrgenommenen die eigene, persönliche Wirklichkeit bilden. So können Diskurse über eine gesellschaftliche Orientierung genauso die eigene Perspektive beeinflussen wie Diskurse über Lieblingstiere oder das Lieblingseis. Jeder bringt bei der Untersuchung eines Diskurses der Vergangenheit seine eigenen, gegenwärtigen diskursiven Felder mit ein und nimmt den untersuchten Diskurs aus seiner Sichtweise wahr – also aus seinem Diskurs heraus. Diese Perspektivierung beginnt nicht erst bei der Rekonstruktion eines Diskurses, sondern bereits bei der Auswahl und Erarbeitung der Äußerungen aus den Quellen. Egal ob Bild oder Text: die Äußerungen der Quelle können nur in Form von Äußerungen von uns über die Äußerungen der Quelle in der Gegenwart betrachtet werden. Wie uns in unserer gemeinsamen Arbeit auffiel, bedeutet dies, dass die einzelnen Untersuchungsphasen nicht strikt voneinander getrennt werden können, sondern ebenso wie Diskurs und Subjekt in einer ständigen Wechselwirkung stehen.

Zwischen den unterschiedlichen Akteuren innerhalb des Diskurses entfalten sich also die sogenannten diskursiven Felder, die man als eine Art von Netzwerken verstehen kann, in denen sich spezifische Wahrheiten herausbilden. Diese diskursiven Felder können mehr oder weniger stark Einfluss auf den gesamtgesellschaftlichen Diskurs haben und sogar zueinander im Widerspruch stehen. Innerhalb eines diskursiven Feldes können wiederum verschiedene gegeneinander stehende Aussagen existieren, die zueinander in Konkurrenz stehen.

Diese Art von internem Machtkampf im diskursiven Feld wirkt sich aber auch auf die Interaktion mit anderen diskursiven Feldern aus, die jeweils ihren eigenen Formationsregeln folgen. Im Alltag sind Äußerungen wie „Das kannst du doch nicht sagen!“ oder „Auf so ein Gespräch lasse ich mich nicht ein!“ Indikatoren dafür, dass es möglicherweise einen Rückzug in das eigene Feld gegeben hat; die Bereitschaft für die Auseinandersetzung mit einer „anderen Wahrheit“ ist kaum vorhanden. Dadurch, dass die eigene Meinung im Diskurs weiterhin unterstützt wird, besteht allerdings auch nicht die Bereitschaft, das eigene diskursive Feld anzupassen. Dieses ist schließlich für einen selbst „wahr“. Im Laufe der Zeit kann es zu einer diskursiven Abschottung kommen, bei der sich die Akteure in ihr eigenes diskursives Feld zurückziehen.

Dieses Phänomen haben wir anhand eines besonders eindringlichen Beispiels untersucht: der Kommentarspalte von tagesschau.de zur Berichterstattung über die Vorfälle in Schorndorf im

Juli, kurz vor der Schülerakademie, bei denen es auf einem Volksfest zu massenhaften Übergriffen auf Polizei und Frauen gekommen sein sollte. Hier waren recht deutlich zwei klar voneinander getrennte Lager von Kommentierenden auszumachen, die sich sowohl in ihrer Interpretation der Ereignisse als auch in ihrer Wortwahl stark unterschieden. Frappierend war besonders, dass sich die dort Schreibenden in ihren Ausführungen zwar oft aufeinander bezogen, aber nicht miteinander kommunizierten. Wir sahen ein Paradebeispiel dafür, dass die Regeln und Wahrheiten der beiden Gruppen sich offenbar nicht mehr miteinander in Einklang bringen ließen.

Was das letzte Beispiel deutlich macht, war natürlich schon lange abzusehen: Die Denkfigur und das Modell des Diskurses ermöglicht uns nicht nur, Strukturen *vergänger* Gesellschaften besser zu verstehen, sondern hilft uns auch, Erklärungen für *gegenwärtige* gesellschaftliche Phänomene zu finden.

Quellen und Literatur:

- Ihre Meinung zu: Der kurze Weg von Schorndorf nach Köln, in: *meta.tagesschau.de*, 18.7.2017, <https://meta.tagesschau.de/id/125337/der-kurze-weg-von-schorndorf-nach-koeln> [21.11.2017]
- Achim LANDWEHR: *Historische Diskursanalyse* (Historische Einführungen, Bd. 4), 2. Aufl., Frankfurt u.a. 2009, S. 60-79.

7.6 Die Macht der Narrative

Nele Dierlamm, Luchino Peiser & Nina Quandt

Worin besteht die Macht der Narrative? Egal, ob man die (bewusste oder unbewusste) Abgrenzung zu anderen Menschen und Kulturen, das Verbalisieren von Erinnerungen oder die sprachliche Teilhabe innerhalb eines Diskurses betrachtet – jede gedankliche Konstruktion und sprachliche Wiedergabe von Vergangenen ist gebunden an narrative Strukturen. Die Kunst des Narrativen, das Erzählen, ermächtigt HistorikerInnen dazu, den historischen Ereignissen neues Leben einzuhauchen. In diesem Zusammenhang bietet ihm die Sprache als sein wichtigstes und grundlegendes Werkzeug die Möglichkeit, die historischen Quellen zunächst zu verstehen, um das Verstandene dann darzustellen. Deswegen ist die „Darstellung der Vergangenheit immer eine Interpretation, die von Denk-, Sprach- und Lebensformen“ abhängt und von Ideen und Interessen geleitet wird (Todt 195).

Dass Geschichte als „vergegenwärtigte Vergangenheit“ nur über das subjektiv eingefärbte Medium Sprache *vermittelt* werden kann und dass diesem dadurch eine elementare Rolle in der *Entwicklung* der Geschichte zukommt, darauf haben einzelne HistorikerInnen immer wieder hingewiesen, ohne jedoch unter ihren KollegInnen auf allzu großen Widerhall zu stoßen – von einem Einfluss auf das öffentlichkeitswirksame Bild der Geschichtswissenschaft als kleinteilige Rekonstruktion von „Fakten“ ganz zu schweigen. In einem immer noch aktuellen Aufsatz von 1996 (der im Übrigen auf einem Vortrag vor Fachkollegen basiert) hat sich Johannes Fried dieses Themas

unter dem Titel „Wissenschaft und Phantasie“ angenommen. Da jeder sprachliche Akt stets individuelle Ausdeutungen und Interpretationen beinhaltet, so Fried, streift der Historiker [bei ihm stets männlich, darum hier beibehalten, aber sicher auch grundsätzlich für Historikerinnen gültig] ebenso wie der Rezipient zwangsläufig auch die „Gefilde der Phantasie“. Das wird manchmal sogar auf die Spitze getrieben, wenn eine fiktive Geschichte die Charakteristika von Epochen oder Strukturen besser wiedergibt als die Rekonstruktion des „wirklichen“ Geschehens. Das „Paradox der Geschichte“ liegt nach Fried darin, dass der forschende Historiker zum „sprachlichen Schöpfer der Welten“ wird, die er erforscht. Er forme die Geschichte, trotz der Gebundenheit an Quellen und Methoden, wie er will – ihm bleiben, so Fried, die Unendlichkeit der Perspektiven, seine Verwendung der Sprache und seine Einbindung in den Diskurszusammenhang seiner Gegenwart. Je nachdem, welche Geschichte der Historiker erzählen möchte, wählt er seine verfügbaren Fakten aus, ordnet sie und strukturiert so seine Geschichte. Der „Historiker ‚erfindet‘ jedoch keine Geschichten, stattdessen fügt er Ereignisse, die in Texten überliefert sind, in Geschichten ein.“ (295 ff.) Diese Rückbindung an historische Quellen unterscheidet Aussagen über Geschehenes von reiner Fiktion. Geschichte ist aber keineswegs frei von diesen fiktiven Elementen (vgl. hierzu auch Baberowski 208), denn die einzelnen historischen Fakten sprechen nicht für sich selbst; sie allein bilden keine Geschichte. Jegliche historische Erkenntnis ist der Phantasie ausgeliefert: sowohl in Bezug auf die einzelnen Quellen, die jeweils nur die Erinnerung an ein Geschehen festhalten und nicht das Geschehene selbst, als auch im Hinblick auf den Raum zwischen den einzelnen Fakten, den es vom Historiker sinnstiftend zu füllen gilt. Auch nach Hayden White macht nur der Gesamtzusammenhang einer Folge von historischen Fakten die Kohärenz einer Geschichte aus; notwendig sei dafür, dass diese Fakten narrativ auf die Erfordernisse der Geschichtsform zugeschnitten werden (Todt 194). Der Historiker „verleiht dem fremden Geschehen der Vergangenheit eine vertraute Struktur“, indem er es uns verständlich erzählt. Historische Erzählungen – als Modelle für die Erklärung vergangener Ereignisse und für die Erzähltraditionen, in denen etwas mitgeteilt wird – vermögen, der Vergangenheit einen uns verständlichen Sinn zu geben (Baberowski 209).

Der Historiker wählt somit die für sein Narrativ relevanten historischen Fakten aus, ordnet sie, bringt sie mit Hilfe von Verknüpfungen in eine verständliche Reihenfolge und versprachlicht sie, sodass sie im entstehenden Narrativ für das Verständnis des Rezipienten eine sinnvolle Wirkung haben können. Als SchülerInnen führte uns das schnell zu der Frage, inwieweit uns solche historischen Narrative auch in Schulbüchern begegnen. In Deutschland ist, wie in den meisten anderen demokratischen Ländern, ein pluralistisches, also ein aus vielen Deutungen zusammengesetztes Geschichtsbewusstsein der SchülerInnen das zentrale Ziel der Geschichtsdidaktik. Ziel des Geschichtsunterrichts ist es, historische Begebenheiten und Quellen mit einem kritischen und reflektierten Blick zu betrachten. Doch wie funktionieren Schulbücher in einem System, in dem sehr viel engere Spielräume von Interpretationen bestehen und Deutungshoheiten viel offensichtlicher mit Erzähltraditionen zusammenhängen und Machtstrukturen generieren? Wie sehen Geschichtsbücher aus, in denen unterschiedliche Narrative kaum vereinbar miteinander sind? Wir haben uns diesen Fragen durch die Beschäftigung mit einem Schulbuchprojekt aus Israel und Palästina angenähert.

Bis zur Jahrtausendwende waren in Israel und Palästina ausschließlich Schulbücher zu finden,

die entweder das israelische oder aber das palästinensische Narrativ der gemeinsamen und doch unterschiedlich wahrgenommenen Geschichte erzählen. Erste Bemühungen, diese strikte Trennung und die damit einhergehende Ignoranz und das Unwissen in Bezug auf das jeweils andere Narrativ zu lockern, wurden nach dem Abkommen von Oslo 1993 formuliert, das auf ein friedlicheres Miteinander von Israel und Palästina hinarbeitete. Diese Idee wurde vom *Peace Institute In the Middle East* (PRIME) aufgegriffen und in einem Schulbuch-Entwurf umgesetzt. Schnell wurde dabei klar, dass die Interpretation der Geschichte auf beiden Konfliktseiten so unterschiedlich ist, dass ein *gemeinsames* Erzählen schier unmöglich erschien. Dazu unterschieden sich die beiden Narrative – natürlich je nachdem welche der Konfliktparteien die Geschichte gerade erzählte – zu stark voneinander. Ein typisches Beispiel ist hierfür die Darstellung der Unabhängigkeit des Staates Israel – auf der einen Seite als Staatsgründung und auf der anderen Seite als *Nakba* (zu deutsch „Katastrophe“). Das PRIME entschloss sich daher dazu, keiner der konkurrierenden Erzählweisen Vorzug zu gewähren, sondern stattdessen *beide* innerhalb eines Schulbuches gleichberechtigt *nebeneinander* zu stellen.

Als besonderes Projekt der Friedensarbeit wurde das Schulbuch für die politische Bildungsarbeit auch ins Deutsche übersetzt, sodass wir die Unterschiede zwischen den beiden Erzählungen vergleichend betrachten konnten. Unser Interesse galt dabei vor allem der Frage, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede die Narrative, trotz ihrer unterschiedlichen Deutung, hinsichtlich ihrer Struktur, ihrer sprachlichen Mittel und ihrer Wirkung bei uns Lesern hervorrufen. Durch die visuelle Gegenüberstellung der beiden Erzählungen in zwei nebeneinander liegenden Spalten erkennt man kleine (bis große) Unstimmigkeiten, Unterschiede in der Auswahl von Bild- und Zahlenmaterial, Betonungen oder auch Auslassungen, die dazu führen, dass die Illustration ein- und desselben historischen Sachverhalts unterschiedliche Narrative ausdrückt – und damit gleichzeitig immer wieder perpetuiert.

Das subjektive Erzählen geschieht in diesem Fall wohlgerne stets ohne die bewusste Absicht der Täuschung, denn beide Perspektiven sind Teil einer eigenen, subjektiven Wahrheit – oder auch eines Diskurses –, die durch unterschiedliche Narrative bestärkt und zu einem gewissen Grad auch bedingt werden. In unserer Abschlussdiskussion übertrugen wir diesen Sachverhalt dann auf Beispiele aus aktuellen Debatten des politischen Geschehens, ausgedrückt vor allem in den Social Media. Hierbei konzentrierten wir uns auf Fälle, in denen die Verwendung von Sprache bewusst zu Zwecken der Manipulation im Sinne einer politischen, ideologischen oder persönlichen Agenda eingesetzt wird. Auch hier konnten wir an aktuellen Beispielen die Macht der Narrative beobachten, indem wir analysierten, wie die bewusste Verwendung bestimmter Narrative zu Diskursverschiebungen führen kann und wie Sprache so letztlich Machtstrukturen beeinflusst.

Quellen und Literatur:

- Beit JALLAH: *Das Historische Narrativ des Anderen kennen lernen - Palästinenser und Israelis*, hg. vom Peace Research Institute in the Middle East (PRIME), 2003, dt. Übers. von Antje BAUER, 2009, <http://friedenspaedagogik.de/blog/wp-content/uploads/2010/03/primetextbuch.pdf> [21.11.2017]
- Jörg BABEROWSKI: *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*, München 2005; Kap.11: Die literarische Wende oder das Ende der Geschichte, S. 204-235.

- Johannes FRIED: Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte, in: *Historische Zeitschrift* 263 (1996), S. 291-316.
- Sabine TODT: Linguistic turn, in: *Geschichte. Ein Grundkurs*, hg. v. Hans-Jürgen GOERTZ, 3. Aufl., Hamburg 2007, S. 178-198.

7.7 Objektivität in der Geschichtsschreibung – revisited

Natascha Janho, Julia Wirth & Peter Gorzolla

Fakten. Wahrheit. Objektivität. Alles Begriffe, deren Existenz und Gebrauch uns noch zu Beginn des Kurses selbstverständlich erschien. Doch nachdem wir schon in der ersten Sitzung keinerlei Beweise für deren tatsächliche Existenz hatten finden können, brachten die nächsten Tage uns noch mehr Unsicherheit in der Auseinandersetzung mit dem Anderen und dem Fremden, mit Erinnerungen und ihrer Verformung, mit Diskursen, Narrativen und anderen Begleiterscheinungen des *linguistic turn*. Immer mehr drängte sich die Frage in den Vordergrund, wie uns all diese neuen Erkenntnisse und Wege, die Welt in ihrer ganzen Komplexität zu betrachten, eigentlich in unserem Alltag helfen sollten.

In den Abschlussitzungen versuchten wir, die unterschiedlichen Fäden aufzugreifen und Ordnung in unsere Gedanken zu bringen. Wir begannen damit, unseren Unsicherheiten in Fragen Ausdruck zu verschaffen: Wenn sich bisher jeder Weg, Objektivität und klare Fakten herzustellen, als fehlerhaft erwiesen hatte, wie sollte es dann überhaupt noch möglich sein, sich ein Urteil über die Welt zu erlauben und klare Lösungen für Probleme zu finden? Wie war es zu rechtfertigen, sich für eine bestimmte Sache einzusetzen und eine andere zu verurteilen? In einer inszenierten Begegnung mit dem inzwischen verstorbenen Hohlwelt-Theoretiker und Youtube-„Star“ Dr. Axel Stoll wurde dem Kurs vor Augen geführt, dass es uns mithilfe der gelernten Argumente nicht einmal möglich war, einen offenkundigen Spinner seines Unfugs zu überführen, geschweige denn, ihn von unserer Position zu überzeugen. Wie sollte das erst mit ernstzunehmenden Gesprächspartnern werden, zum Beispiel mit Vertretern der intellektuellen Rechten?

Ein gutes Beispiel dafür bot uns der neokonservative Militärgeschichtler Victor D. Hanson, der in einem Artikel aus dem Januar des Jahres 2017 den „Nihilismus der akademischen Postmoderne“ und die „politische Agenda der linken Presse“ für das Phänomen *Fake News* verantwortlich macht. Unsere neu erworbenen Kenntnisse halfen uns dabei, seine Argumentation zu entschlüsseln, ließen uns aber mit der verunsichernden Gewissheit zurück, dass inzwischen eine Reihe von AkademikerInnen in den USA und Europa die analytischen Mittel der postmodernen Geisteswissenschaften gebrauchen (und missbrauchen), um eben diese einer „postfaktischen Beliebigkeit“ zu bezichtigen und als Ursache für den Verfall politischer Kultur und gesellschaftlicher Werte darzustellen.

So scharfzünftig die intellektuelle Rechte ihre kritischen Argumente vorträgt, so polemisch halten die Vertreter der „Postmoderne“ dagegen. Wir haben uns einen Aufsatz des Literaturwissenschaftlers und Juristen Stanley Fish aus dem August 2016 vorgenommen, in dem dieser wenig

höflich, aber sehr scharfsinnig die Position der modernen Geisteswissenschaften im öffentlichen Schlagabtausch mit den rechten Kritikern ausführt. Hier finden sich nicht nur die deutlich besseren Argumente, hier erkennen wir auch eine weitaus differenzierte Umgangsweise mit der Thematik – und vor allem mit der eigenen Position. Aufbauend auf genau jenen (von uns teilweise auch schon in den vorausgegangenen Sitzungen erarbeiteten) Ausdifferenzierungen solcher Begriffe wie Wahrheit, Fakten und Objektivität unternimmt Fish den Versuch, die gesamte Debatte und *beide* Positionen darin zu verstehen. Die (sozial, moralisch, ideologisch) „falschen“ Ansichten des jeweiligen Gegners werden in dessen Referenzrahmen (logisch sowie sinnstiftend) als „wahr“ angenommen und können selbstverständlich auch mit den dazu passenden „Fakten“ untermauert werden. Je elaborierter die Position, desto umfangreicher und tragfähiger kann dabei das Faktengebäude werden; das erkennen wir leicht an aktuellen wie vergangenen öffentlichen Debatten zu Themen wie Klimawandel, Abtreibung oder Datenschutz. Fakten, das wird damit nahegelegt, sind also nicht einfach da, sondern werden von Menschen *gemacht* – je nach Bedarfslage und vermehrt gerade in Konfliktsituationen.

Für uns waren die Auseinandersetzungen mit Hanson und Fish natürlich nicht gerade beruhigend. Zum einen wurde allen Beteiligten ganz deutlich, dass man nicht schon allein deshalb im Recht ist, weil man nach postmodernen Standards besser argumentieren kann – unser Bildungsniveau garantiert uns also weder fachlich noch moralisch irgendeine Überlegenheit. Das ist hart, denn es rührt an eine in gebildeten Milieus verbreitete Tendenz zur Selbstgerechtigkeit, die wir doch allzu gern lieber *nicht* vorgehalten bekommen möchten. Stattdessen müssen wir akzeptieren lernen, dass es durchaus eine „honest difference of opinion“ (Fish) – sowohl zwischen ähnlichen wie zwischen konträren Standpunkten – geben kann, wenn wir uns auf eine ehrliche Debatte einlassen wollen.

Nun stellt sich die Frage, was das jetzt konkret für uns und für unseren alltäglichen Umgang mit anderen Positionen, mit Fake News, Stammtischgeschwätz oder linken/rechten Parolen bedeutet. Müssen wir selbst die weniger anspruchsvollen Vertreter dubioser, wenn nicht gar extrem(istisch)er Positionen ernst nehmen und akzeptieren? Nach dem Motto: „Du hast eine Meinung, ich habe eine Meinung, das sind zwei Meinungen, und keine ist besser als die andere...“ Nein, das bedeutet es natürlich nicht – aber um das zu klären, müssen wir die ganzen Fäden noch einmal aufnehmen und von einer anderen Perspektive betrachten.

Literatur:

- Stanley FISH: Don't Blame Nietzsche for Donald Trump, in: *Foreign Policy*, 9.8.2016, <http://foreignpolicy.com/2016/08/09/dont-blame-nietzsche-for-donald-trump> [4.12.2017]
- Victor Davis HANSON: Fake News: Postmodernism By Another Name, in: *Defining Ideas*, 26.01.2017, <https://www.hoover.org/research/fake-news-postmodernism-another-name> [4.12.2017]